Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 41

Artikel: Albanien

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645992

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Albanien. Totalansicht der Hauptstadt Durazzo.

Albanien.

Zu verschiedenen Malen ist Albanien im Vordergrund des europäischen Interesses gestanden. Zur Zeit der Türkenherrschaft jeweilen, wenn Aufstände gegen den fremden Unterdrücker das Gebirgsland durchtobten. Dann wieder vor dem Kriege, als die europäische Politik aus ihm durch das Medium eines deutschen Fürsten ein zivilisiertes Land machen wollte. Heute ist es der Zankapfel der beiden Adria-Rivalen Italien und Jugoslavien geworden. Es verdient als solcher erhöhtes Interesse; denn seit dem Weltkriege und dem Aufstiege Italiens sind die Dinge auf der Westseite der Balkaninsel eminent anders geworden und hat Albanien eine politische Bedeutung erlangt, die seine Zukunft größer erscheinen läßt, als seine Vergangenheit je war. Der Besitz Albaniens, genauer: seiner wenigen Häfen bedeutet zunächst für die Italiener die Sicherung, bezw. den glücklichen Abschluß ihrer Adriapolitik. Das «Mare nostrum» wird dann Tatsache. Den Jugoslaven ist es umgekehrt darum zu tun, diese Entwicklung zu hemmen und rückgängig zu machen. Dann bildet Albanien für beide Mächte die Brücke zum östlichen Balkan. Wer hier, also beispielsweise in Mazedonien, der politischen Anrichtschüssel auf dem Balkan, bestimmend mitreden will — und dies wollen beide Mächte — der muß die Pässe am Scharbagh und um die Binnenseen herum unter Kontrolle haben.

Als ein wildes unwirtliches Gebirgsland mit schluchtigen Tälern ohne Weg und Steg, mit wasserarmen Hochebenen, auf dem nur die Schaf- und Ziegenzucht und spärliche Rinderzucht getrieben werden konnte, in dem ein kleines, wildes Bauern- und Hirtenvolk sein kärgliches Auskommen fand, war Albanien bisher ein wenig beachtetes und wenig erforschtes Land. Man konnte noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts in diesem Teil der Balkanhalbinsel Entdeckungsreisen machen (Expedition v. Hahn), die an Romantik und Ueberraschungen nichts zu wünschen übrig ließen. Karl Mays Roman „Im Lande der Schkipetaren" verleiht dieser Tatsache den bildhaftesten Ausdruck. Das Reisen in Albanien war nach dem Zeugnis deutscher Schilderer noch 1911 (Dr. A. Wirth in „Ueber Land und Meer") eine recht umständliche und gefährliche Sache. Die Bevölkerung Albaniens zerfällt in Stämme, die sich zeitweise blutig hassen und befehden. Die Blutrache ist dort wie bei allen primitiven Mittelmeervölkern im Schwange, und die Rechtszustände sind darum außerordentlich unsicher. So nahm man sich am besten einen Führer aus dem Stamme A, um zum Stamme B zu gelangen. Unter dem Schutze des Führers war der Fremde sicher; denn sein Angreifer hatte die Rache des Führers und seines Stammes zu fürchten. An der Stammesgrenze angelangt, suchte man sich durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit der Leute aus dem Stamme B zu gewinnen, um dann durch Verhandlungen, die aus großer Ferne geführt wurden, (die Albanesen können sich auf Kilometer Entfernung verständigen) sich einen neuen Führer anzuwerben. — Da es in Albanien noch jetzt keine Eisenbahnen gibt, muß sich der Reisende zum Weiterkommen des Esels, Maultieres oder Reitpferdes bedienen. Oft aber kommt er überhaupt nur auf Schuhmachers Rappen fort. Denn man trifft im Frühling und Herbst — im Sommer ist das Reisen wegen der unerträglichen Hitze, im Winter wegen der großen Kälte nicht ratsam — auf den albanischen Pässen nicht selten Schnee an und muß dann stundenlang durch Schnee waten.

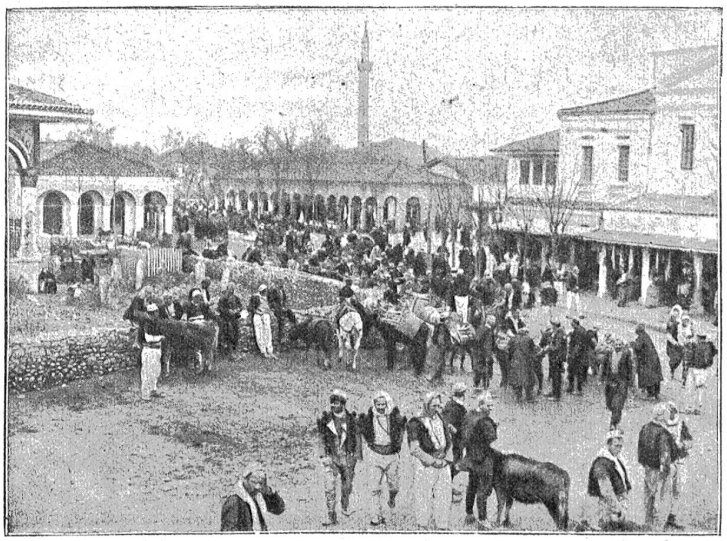
Albanien ist noch heute, seine politische Bedeutung nicht gerechnet, kein Land, das den Eroberer locken könnte. Seine fruchtbare Küstenebene, in denen der Oelbaum trefflich gedeiht, ist durch die Malaria entwertet und hat nur eine dünne Bevölkerung. Im Hügellande, das den Uebergang zum Berglande bildet, wachsen wohl außer den Macchien (Buschwerk) und den landschaftlich eindruckvollen Cypressen und Pinien, die Edelkastanie und die ertragreichen Wallnußbäume, grünen üppige Eichenwälder, in denen zahlreiche Schweineherden ihre Nahrung finden, gedeihen die Rebe, die Feige, die Limone und wächst Mais und Gerste. Aber es fehlen die Verkehrsmittel, gute Straßen, Eisenbahnen; die Menschen kommen nicht zusammen, können ihre Produkte nicht auf den großen Markt bringen. Ihre plumpen Karren werden von Büffeln gezogen; auf den Flüssen dienen Floße aus aufgeblasenen Ziegenfellen als Verkehrsmittel. Die Leute leben abgeschlossen, in festungsähnlichen Einzelhöfen (Külen), die mit Schießscharten, statt mit Fenstern versehen sind, oder in kleinen Weilern, und die Dörfer kleben oft an steilen Hängen als trutzig-wehrhafte Felsennester. Im Gebirge und in den Schluchten der Karstgebiete hausten noch vor kurzem Bären, Wölfe und Schakale; in den Morästen und Urwäldern der Tiefe trieben sich die Wildschweine herum. Noch heute ist dieses Wild nicht ganz ausgerottet.

Die Abgeschlossenheit und Verkehrsfeindlichkeit des Landes bedingt die Mannigfaltigkeit der Trachten, der Sitten und Gebräuche, der Dialekte und der religiösen Bekenntnisse. Die Albanesen (ihrer eine große Zahl lebt im benachbarten Griechenland und in Süditalien und Sizilien) sind keine geschlossene Nation. Sie zerfallen in eine Unzahl von Stämmen; auf Grund der Mundarten unterscheidet man zwei Volksgruppen: die im nördlichen Albanien wohnenden Gheten

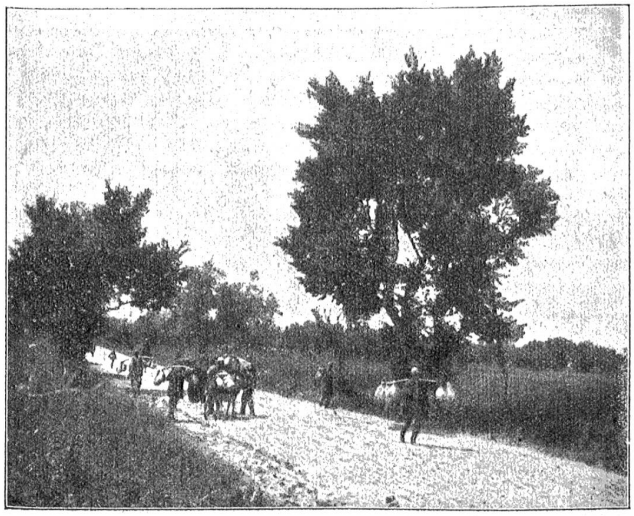
Albanien. Großer Marktplatz in Walona (oben rechts Störche).

und die Tosken im Süden. Ihr Sprachstoff ist noch ungesammelt und ungesichtet; sie besitzen noch keine Schriftsprache, ja nicht einmal eine allgemein angenommene Lautbezeichnung. Ihr geistiges Leben lehnt sich stark an das der Nachbarnationen an. Wie sie religiös in Mohammedaner, Griechisch-Katholiken und Römisch-Katholiken sich spalten, so sind sie kulturell beeinflußt von den Türken, ihren ehemaligen Herren, den Griechen, den Serben und in neuester Zeit von den Italienern. Die italienische Politik hat in Albanien so glücklich operiert, daß der jugoslawische Einfluß geradezu als ausgeschaltet erscheint. Sofort nach dem Kriege übernahm Italien in Albanien die Rolle, die die Oesterreicher hier ausgespielt hatten. Sie setzten Diktatoren von Italiens Gnaden ein und ersetzten sie durch andere, je nachdem es ihnen paßte, so erst den katholischen Geistlichen Fan Noli, dann den mohammedanischen Stammeshäuptling Achmed Zoghu. Im Vertrag von Tirana des vergangenen Jahres stellte sich Zoghu ganz unter italienisches Protektorat. Er ließ darin die Italiener sein Regime garantieren, so daß nun Mussolini das Recht hat, in die innerpolitischen Verhältnisse Albaniens einzugreifen, wenn es ihn dünkt, daß seine Intervention nötig sei. Bekanntlich rief der Vertrag dem jugoslawischen Einspruch; aber Mussolini ließ sich durch England decken und führt seine Durchdringungspolitik in Albanien ungehindert weiter. Er sicherte sich schon im Friedensvertrag die den Golf von Walona beherrschende Insel Saseno und ist nun daran, die albanischen Häfen auszubauen und das albanische Heer umzuorganisieren und zu einer italienischen Waffe im Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan zu machen. Seine Ingenieure setzen das Ziel, das sich seinerzeit die deutschen Ingenieure gestellt, in Tat um: sie bauen Straßen und Eisenbahnen und verwandeln Tirana, die Hauptstadt Durazzo und Skutari in europäische Städte mit Trams und Warenhäusern, mit Cafés und Theatern, in denen italienisch gesprochen wird und italienische Offiziere den Ton angeben. Albanien dürfte in diesen nächsten Jahren sich vermutlich sehr verändern. Es wird unter der italienischen Diktatur rasch der Kultur erschlossen werden.

Es ist nur zu hoffen, daß diesem Einzug der westlichen Kultur nicht der Krieg auf dem Fuße folgen werde. Die Dinge sind in dieser Hinsicht noch lange nicht geklärt. Belgrad hält sich momentan zurück, aber es ist anzunehmen, daß es nur eine günstige Gelegenheit abwartet, um die albanische Frage doch noch in einem andern als italienischen Sinne zu lösen. H. B.



Albanien. Markttag in Tirana.



Albanien. Marktbesucher auf der Landstraße Walona-Skala.

Der Lindwurm am Genfersee.

Eine kleine Satire von Hermann Ryser.

Jedes Jahr, wenn es ein bißchen heiß wird, finden wir in den Zeitungen die Nachricht: irgend ein Dschungelgänger habe am Amazonenstrom, im Gangesdelta oder am Viktoriasee einen vorweltlichen Saurier von unglaublichen Ausmaßen aufgescheucht und im Dickicht verschwinden sehen. Für die meisten Leute sind derartige Meldungen höchst wertvoll und sie möchten jeweilen am liebsten gleich hin, um den Wurm an der Leine heimzuführen.

Merkwürdigerweise entgeht aber den meisten, daß sich so ein Ungeheuer im eigenen Lande tummelt und daß sich das Studium seiner Lebensgewohnheiten weit billiger stellen würde als eine Tropenreise.

Denn: S. O. S.! S. O. S.! Es kriecht nämlich schnurstracks auf uns zu! Nichts wird seinen Lauf hemmen. Und dabei steckt es erst noch in den Kinderschuhen und führt den wohlklingenden Namen Beamtosaura. Rette sich wer kann!

Im Gegensatz zu den tropischen Uebersauriern, die sich nach stiller Uebereinkunft nur einmal im Jahre dem menschlichen Auge darbieten und dann immer nur mit der vier Meter langen Schwanzspitze, finden sich in unserm Lande kleinere Formen der Beamtosaurier eigentlich überall. Denn unsere Heimat ist ihnen günstig, weil allenthalben da, wo sich zwei Eidgenossen niederlassen, der eine zum Beamten ernannt wird zwecks Ueberwachung des andern.

Doch wollen diese kleinen Formen nichts besagen gegenüber dem unersättlichen Hauptstück. Die Beamtosaura schleicht, aus dem Westen kommend, dem rechten Genfersee-ufer entlang, stampft zu Boden, was sich ihr in den Weg stellt und schnaubt bei der leisesten Berührung, daß ihre kleinere Schwester in Bern es hört und in den Keller flüchtet. Inmitten der herrlichsten Parkanlagen macht sie sich die lauschigsten Schlafplätze zurecht und legt Eier, die sich rasch zu mächtigen Schreiberkäfigen entwickeln. Unaufhaltsam streckt und dehnt sich das Ungetüm und schon im Jahre zweitausendundetwas dürfte es seine Krallen in der Gegend von Lausanne und Vevey ins Erdreich geschlagen haben. Beamtosaura erzwingt sich den Weg nach Osten, trotzdem ihr der Léman'sche Finger deutlich eine andere Richtung weist. Sie wird nicht ruhen, bis sie sich aller unserer freiheitlichen Gefilde bemächtigt hat.

Kein edeldenkender Mensch wird es sich einfallen lassen, dem Völkerbund entgegenzuarbeiten, solange er der Kriegsverhinderung dient. Jeder Mensch von sauberer Gesinnungsart wird dieser Aufgabe freudig zustimmen. Und jeder sieht ein, daß diese Aufgabe ein paar gute Köpfe und Hände erfordert.